

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 161.

Donnerstag, 12. Juli.

1928.

(17. Fortsetzung.)

## Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Lensing war Ottersen vom ersten Augenblick an unangenehm gewesen. Vom frühen Morgen hatte er außerdem allerlei Ärger gehabt. Da freite er in aller Form — und sie versuchte ihn auf diesen Bauern eisernförmig zu machen. Lächerlich war das. Er war kein Mann, der sich so etwas gefallen ließ.

Alfred Ottersen erhob sich.

„Meine gnädige Frau, ich fühle es selbst, ich bin kein unterhaltender Mensch. Und da ich Sie in so ausgezeichneter Gesellschaft weiß, erlauben Sie wohl, daß ich mich verabschiede!“

Es war recht schroff gesagt. Vira Wernstedt sah ihn erstaunt an. Aber auch nur ein gutes Wort zu geben, fiel ihr gar nicht ein. Sie setzte ein hochmütiges Gesicht auf, sagte kühl:

„Ganz nach Ihrem Willen, Herr Ottersen!“

Sie reichte ihm die Hand, er küßte sie. Die Herren verbeugten sich förmlich.

Kurt Lensing lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er fühlte sich. So, diesen hochmütigen Hamburger hatte er weggebissen. Und daß ihm Vira freundlichere Augen gemacht, als dem anderen, hatte er auch gesehen. Das Leben war doch viel einfacher, als man sich's vorstellte, packte man nur fest zu . . . Auf dem Wege zur Gartenpforte knirschte Alfred Ottersens Schritt im Kies. Wie würde dieser Mann erst mit den Zähnen knirschen, weil er so höflich nach Hause geschickt worden war. Großartig hatte das diese Frau gemacht! Weltgewandt! Die würde ihm eine ausgezeichnete Gehilfin sein auf seinem Weg zum Ziele. Das konnte man sich gar nicht hoch genug stecken . . . Die Gartenpforte klappte zu.

Aus seinen Gedanken wurde Kurt Lensing durch die Worte aufgeschreckt: „Nun sind Sie so schweigsam!“

Da setzte er sich gerade in seinen Sessel. Die rechte Faust fiel auf die Seitenlehne. Jetzt hieß es, die Trommel rütteln zum Sturm!

„Wenn man vor einer großen Entscheidung steht, so ist das eine ernste Sache, gnädige Frau! . . . Mir kommt es so vor, als schwieben Sie hier in Ihrem reizenden Nest in der Luft!“

Ganz stolz wurde er auf den Vergleich, der ihm so gut gelungen schien.

Überhaupt war er der felsenfesten Überzeugung, er werde einen leichten Sieg haben. Über gleich von allem Anfang sollte Vira Wernstedt wissen, daß ein Großer sie an seine Seite zwang.

Ihr gab Kurt Lensing einen Heidenspaß. Da kribbelten doch wieder einmal die Nerven. Schön hätten würde sie sich, den Balkon zu verlassen. Sonst sprang ihr dieser Riese womöglich an den Hals.

„Ach ja, so ganz unrecht haben Sie nicht! Es ist nicht immer ein angenehmes Leben, das ich als junge Witwe führe! Man macht mir schöne Augen, der eine oder andere möchte mich auch heiraten! Zum Beispiel dieser Herr Ottersen!“

„Pah“, sagte Kurt Lensing und machte eine Handbewegung dazu, die nicht die geringste Hochachtung vor diesem Manne bezeugte.

Nur ein wenig sticheln, nahm sich Vira Wernstedt vor.

„Verkennen Sie ihn nicht! Er ist ein sehr tüchtiger Geschäftsmann und in Hamburger Sportkreisen spielt er eine bedeutende Rolle!“

„Hätte ich wirklich nicht für möglich gehalten!“ Ein höhnisches Auflachen, dann riß sich Lensing zusammen. Er war hierhergekommen, um kurzen Prozeß zu machen, und bisher hatte sich alles nach seinen Wünschen angepasst. „Gnädige Frau, Sie werden sich entzinnen, daß ich am letzten Tage Ihrer Anwesenheit bei uns vor unseren Gästen ein offenes Bekennnis ablegte!“

Die spitze Junge Vira Wernstedts fuhr über die dunkelroten Lippen. Jetzt wurde es interessant. Wie sie ihr „Kammerherr“ ansah! Dem mußte das Blut ganz toll durch die Adern jagen.

„Das war äußerst geschickt von Ihnen! Da habe ich Sie bewundert — wahrhaftig!“

„Liebe gnädige Frau!“

Er wollte nach ihrer Hand fassen. Sie rückte ihren Stuhl schleunigst, lachend, ein wenig von ihm weg.

„Wie Sie die peinliche Lage umbogen — zu einer Lächerlichkeit! Das war damals ein großes Opfer von Ihnen, ich habe es sofort anerkannt. Diplomat sollten Sie werden! Auf der Fahrt im Kraftwagen nach Hamburg sagte mein Bruder mir: Ein Glück, daß der Herr Kurt Lensing die Geschichte an dem Ende angepackt hat. Da glänzten sich die hochgehenden Wogen auf der Stelle!“

Er machte jetzt kein geistreiches Gesicht. Wollte ihn Frau Wernstedt nur aufmuntern zu einem offenen Geständnis seiner Liebe oder wollte sie es verhindern?

„Lächerlichkeit?“

„Nun ja, Herr Lensing!“

Sie sah ihn spitzbübisch an, daß er nun erst recht nicht wußte, was er dement sollte.

„Gnädige Frau, lächerlich war mir's damals wahrhaftig nicht zumute!“

„Ich sprach doch vorhin von einem großen Opfer, das Sie brachten! Ritterlich war es — jawohl! . . . Und Ihr Bruder Ernst stand da, als sei ihm die Petersilie verhagelt!“

Geschickter hätte Vira Wernstedt sein Blut unmöglich aufspeitischen können. Seinem Bruder traute er auch heute noch nicht über den Weg. So lange der sie nicht wiederhah, mochte es sein! Aber wenn sie wollte, verdrehte sie ihm in zwei Minuten von neuem den Kopf.

Kam es von der Nervenüberspannung in der ganzen letzten Zeit, war der Alkohol dran schuld, den er heute reichlich genossen. Sei vertrag er neuerdings nicht recht. Kurt Lensing schloß die Augen, wie beim Sturmangriff aus den Schützengräben heraus, wenn man erst einmal die ganze Willenskraft zusammenreißen mußte, um die „feige Kanaille“, die in jedem Menschen steckt, niederzuringen.

„Ich möchte das Opfer sehen, gnädige Frau, das ich Ihnen nicht mit tausend Freuden brächte! . . . Ich tauschte dafür ja die Seligkeit ein!“

„O, mein Kammerherr!“

Ein heiseres Lachen. Seine Hand schnellte hinüber nach Vira Wernsteds Arm. Sie packte zu.

„Ja—wohl, Kammerherr! Wie ich's auffasse und Sie hoffentlich auch! Ich haue jetzt um mich, ich komme vorwärts, Sie werden nun an meiner Seite gehen — als meine Frau!“

Vira Wernstedt riss sich los. Eilte an die Balkontür. Nein, um Himmelswillen nicht hinein ins Haus. Sonst riss er sie in seine Arme. Ganz toll war er ja. Der Atem piff ihm durch die Kehle. So heftig war er aufgestanden, daß der Sessel weit zurückrutschte, an den Tisch war er gestoßen, das zierliche Schnapsglas war umgefallen, die feinen Glassplitter lagen auf der Decke.

„Vira, die Scherben bedeuten Glück! Marschieren wir ins Glück!“

Er trat auf sie zu. Schnell glitt ihre Hand zur elektrischen Klingel am Türrahmen. Hart kamen ihr die Worte vom Munde:

„Sie sind ja ein vollendet Narr!“

Die Jose erschien. Ein tiefster Atemzug Vira Wernsteds.

„Herr Lensing will gehen. Geleiten Sie ihn hinunter!“ Und dann lächelte sie schon wieder. „Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder recht herzlich von mir! Und alle, die ich bei Ihnen kennen gelernt habe! Haben Sie auch nochmals vielen Dank für alle Freundlichkeit, die ich in Ihrem Hause genießen durfte!“

### XVIII.

Am nächsten Morgen war Kurt Lensing noch nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Die Post brachte am Mittag auch keine Nachricht von ihm. Ernst sah seine Mutter an. Die saß am Fenster. Ihr Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck, aber sie sagte nichts. Da nahm er die Bücher vor, schloß die Kassette auf. Rechnete, zählte die Scheine.

„Hat er viel Geld mitgenommen, Ernst?“

„Nein! Aber die kleine Handtasche! Er wird sich eingerichtet haben, über Nacht zu bleiben!“

Die Mutter fühlte, der Sohn wollte sie beruhigen.

Als am nächsten Tage Kurt immer noch nicht zurück war und die Post auch keine Nachricht von ihm brachte, sagte Ernst:

„Wenn er heute nicht anruft oder telegraphiert, fahre ich morgen früh nach Hamburg.“

„Tu das, mein Sohn!“

Die gebrechliche alte Frau mußte sich Mühe geben, die Tränen zurückzuhalten . . .

Ernst fuhr nach Hamburg. Suchte bereits vor zehn Uhr früh Vira Wernstedt auf. Die erschrak, als sie hörte, daß Kurt Lensing nicht wieder nach Hause gefahren sei.

„Ja, er war hier! Aber er hatte sich das Ende vom Liede wohl anders gedacht, ich konnte ihm nicht helfen! Und daß Ihre Frau Mutter bei Ihnen ist, hat er mir überhaupt nicht gesagt!“

Ernst hatte die Hände zu Fäusten geballt, das Kinn an den Hals gedrückt. Die Sorge um den Bruder beschäftigte all seine Gedanken. Der war hier also gründlich abgeblitzt!

„Er wird sich in Hamburg herumtreiben!“

„Fürchte ich auch, Herr Lensing! Wenn ich Ihnen doch helfen könnte — aber wie?“

Er zuckte die Achseln. Hier hatte er nichts mehr zu suchen. Nur einmal schoß das Erstaunen in ihm auf, wie gelassen er Vira Wernstedt gegenüberstand! Sein Herz tat nicht einen schnelleren Schlag! Ein wunderliches Wesen war doch der Mensch!

„Ich werde sofort Nachforschungen anstellen!“

„Lassen Sie mir bitte Mitteilung zulommen, wenn er wieder zu Hause ist, ich werde vorher keine ruhige Minute haben!“

Ernst Lensing sah Vira Wernstedt mit einem langen, bangen, fragenden Blick an. Dann erhob er sich.

„Ich werde nicht verfehlen, gnädige Frau!“

Er schwang sich auf die Straßenbahn, fuhr nach der inneren Stadt zurück. Kein Gedanke beschäftigte ihn mehr mit Vira Wernstedt, jedoch mit dem Bruder. Wo sollte er ihn suchen? Er ging auf das Polizeipräsidium.

Sagte, daß sein Bruder vor drei Tagen nach Hamburg gefahren sei, und seitdem habe er nichts mehr von sich hören lassen. Er befindet sich in einer großen Gemütsregung, möglich sei es, er habe irgendeine Dummheit begangen.

Der Wachtmeister lächelte.

„Wollen mal die Liste der zugereisten Fremden nachsehen! . . . Und im übrigen, mein Herr, pflegen Leute, denen etwas gegen den Strich geht, und die dann nach Hamburg kommen, wenn sie, nach Ihrem Leidetzen zu schließen, den vermögenden Volkschichten angehören, ihren Kummer nicht durch einen Sprung in die Elbe oder 'nen Pistolenstich aus der Welt zu schaffen. Sie ertränken ihn und schlagen ihn tot auf ganz andere Weise. Ich spreche da aus langjähriger, dienstlicher Erfahrung! Rate Ihnen, gehen Sie heute abend mal durch die Vergnügungsstätten von St. Pauli! . . . Aber erst wollen wir sehen, ob er von irgend einem Hotel gemeldet worden ist!“

Der Beamte sah sehr gründlich nach, zuckte dann die Achseln.

„Nichts zu finden! Aber mitunter kommt es auch vor, daß einer einen falschen Namen angibt! . . . Glück auf den Weg! Und nicht gleich das Schlimmste angenommen! Erfahren Sie nichts, sprechen Sie nach zwei Tagen wieder einmal bei uns vor! Ich werde ein wachsame Augen auf die Fremdenlisten und — Unglücksfälle haben!“

Ernst Lensing bedankte sich und ging. Rief mittags seine Mutter an. Kurt war noch nicht wieder zu Hause, auch kein Brief war gekommen.

„Ich wohne in Streits Hotel! Telegraphiere dahin, wenn du Nachricht von Kurt hast oder er wieder zu Hause sein sollte!“ (Forts. folgt.)

### Montmartre U. S. A.

Von Heinz Liepmann.

In einer stillen Ecke New Yorks und halb verborgen hinter Bäumen, Weinlaub und Efeu, liegt, von der rasenden Zeit vergessen, die „Church of the transfiguration“, die Kirche im Winkel, wie sie im Volksmund genannt wird. Zwar ist die berühmte Fifth Avenue mit ihren Luxuspalästen nicht weit entfernt, aber das will in dieser Stadt der Gegenseite nicht viel heißen: Marmorhäuser und winklige, verfallene Hütten stehen ohne Übergang aneinander, und die stille Kapelle liegt in einer der hundert merkwürdigen Kleinstädte, aus denen New York zu einem großen Teil besteht.

Ich bin an einem hellen Vorfrühlingstag in der „Kirche im Winkel“ gewesen. Es war still, und das Halbdunkel der schwülen Gedanken tat den Nerven wohl. Diese Kapelle hat eine seltsame Bedeutung. Sie ist beinahe ganz vergessen, beinahe, und die, die sich ihrer erinnert haben, sprechen nicht gern davon. So merkwürdig es klingt: die Church of the transfiguration ist die Kirche der Schauspieler: nur Schauspieler beten hier, heiraten hier und lassen sich von hier aus begraben. Eine sentimentale Geste vielleicht oder ein melancholischer Überglauben — aber, unausgesprochen wird es als Gesetz geheielt, dies ist die Kirche nur für Schauspieler. Die schönen Fenster sind von Komödianten gestiftet und Komödianten geweiht — hier ist Ruhe vom Spiel des Bajazzo.

Mich hatte Jane Brewster hergebeten. Jane Brewster ist einer der großen amerikanischen Schauspieler, ein Mensch, schwarz, glühend, von ungeheurer Spannung des Gesichts, mit knappster Geste und knappstem Wort Effekte erzielend, ohne es zu wollen, — denn er wechselt seinen Charakter mit den Kostümen.

An diesem Morgen wurde irgend einer beerdigt, ein Schauspieler von einer Regiertruppe drüben in Harlem, und in der kleinen Kirche waren mindestens dreißig Menschen versammelt, — wenig Verwandte, ein wunderschönes Halbblut mit gelben Augen, und dann die Schauspieler. Es lag ein leiser Duft in der Kirche wie von Parfüms, von Cremes, von abgeschminktem Puder, — die Gesichter der Menschen waren müde und traurig.

Als wir wieder im Sonnenlicht standen, war der Bann gebrochen: wir wechselten die Charaktere. Ich wurde vor gestellt: ein Kollege, made in Germany.

Wir zogen geschlossen durch die stillen Straßen, gingen die Fifth Avenue hinunter bis zum Washington Square, und nun waren wir in Greenwich Village, „dem Bohemien-Viertel von New York“, dem Montmartre von U. S. A. Ich spülte die Ohren. Würden sie mich mitnehmen?

Es war nämlich sehr schwer, in dieses Viertel hineinzukommen, weil seine Bewohner keinen Fremdenverkehr wünschten, sondern unter sich bleiben wollten. Ich sah mich um. Eine unauffällige Gegend wie jede andere. Ziemlich kleine, oft mit schönen Schnitzereien beladene Häuschen. Wir schwenkten ab, die Gruppe teilte sich, und Jane Brewster nahm mich beim Arm, einige Kollegen folgten und zu fünf schwenkten wir in den Keller eines kleinen, alten Hauses.

Wer den „Juden“ in Paris, „Schwanede“ in Berlin, „Palme“ in Wien und „Gosky“ in Budapest kennt, weiß ungefähr, wie es hier unten aussah, wenn auch jedes Bohemien-Lokal — auch dieses — seine „individuellen“ Eigenarten hat. Dieser Keller hatte viele Gänge, gewölbte Bogen zwischen ihnen, ein wahres Labyrinth von Räumen. Von den Decken hingen — es sah aus wie garnierte Frauentröste — gerafftes Papier in allen Farben und verdunkelte die Lampen. An allen Wänden standen Sofas oder solche, die es werden wollten, nämlich Holzkisten mit Kissen. Holztische füllten den Raum. Die Wände aber waren bedeckt mit einer Unzahl von grellen Plakaten, sanften oder wilden Zeichnungen, Sprüchen, ja, eine Wand war von oben bis unten mit den auf Weinflaschen aufgeklebten Marken und Firmenzetteln besetzt, was besonders hier im Land, wo undefinierbaren Gerüchten nach Prohibition sein soll, auffiel.

Mit grossem Hallo wurden wir begrüßt. Maler, Schauspieler, Schriftsteller und Musiker beiderlei Geschlechts stellten sich mir vor, viele hatten bekannte Namen. Es war eine große Familie aus allen Teilen der Welt. Die Bedienung lag in den Händen großer, schlanker Skandinavietinnen, das Klavier bearbeitete abwechselnd ein Jüngling mit Hornbrille — die Hornbrille hat hier als Symbol des Künstlers die wallenden Haare und den Samtrock ersetzt — und ein emanzipiertes Mädchen von der Kunstgewerbe-Branche. Hier lebt man und wartet. Wartet auf den Erfolg. Wenn die eigene Stube kalt ist und einsam, wenn der Monatswechsel ausgeblieben ist, oder kein Puma mehr zu machen, dann ist hier die Heimat. Glühende Worte von Zukunft und Leben, unermüdliche Begabungen. — Talente, deren Nichtentdeckung Coolidge einst bitter bereuen würde. Hier ist die Heimat, hier sind die blonden Kellnerinnen mit dem guten, mütterlichen Lächeln, die alles wissen, und von denen keiner etwas weiß. Eine Welt für sich ist dies, eine lärmende, glühende Welt, und aus ihr soll einst die neue Generation ersteren, die die junge Tradition dieses wilden Landes Amerikas wahrt, vergibt und neu ersterben lässt.

## Warum der Wind wehflaßt.

Indianisches Märchen.

Nachgesägt von Thomas Schramel.

Vor vielen, vielen Jahren hatte der Häuptling der Algonquinen eine sehr schöne Tochter.

„Sie soll den stärksten Krieger heiraten“, sagte der Häuptling, „und den mächtigsten Jäger. Dann wird sie gut beschützt sein, und ich werde glücklich sein.“

Eines Tages nun, als der Häuptling in der Tür seiner Hütte saß, kam plötzlich ein raschelndes Geräusch heran und ein Jüngling stand vor ihm. Es war der Wind, der sich sichtbar gemacht hatte, um mit dem Häuptling sprechen zu können.

Nachdem er ihn begrüßt hatte, sagte er: „Großer Häuptling, ich liebe deine Tochter. Darf ich sie als Ehefrau in meine Behausung mitnehmen?“

Der Häuptling sah den Wind an und antwortete: „Nein. Meine Tochter ist nicht für deinesgleichen. Du bist kein Krieger. Du bist kein Jäger. Du liebst es, einem Posse zu spielen. Du kannst meine Tochter nicht heiraten.“

Betrübt verließ ihn der Wind, denn er liebte das Indianermädchen.

Am nächsten Tag kam das Mädchen zu ihrem Vater und sagte: „Vater, ich liebe den Wind mehr als irgend einen jungen Krieger des Stammes. Darf ich mit ihm gehen und seine Frau werden?“

Der Häuptling sah seine Tochter an und sagte: „Nein. Der Wind ist kein Gefährte für dich. Er ist kein Krieger. Er ist kein Jäger. Er liebt es, einem Streiche zu spielen. Du darfst ihn nicht heiraten.“

Betrübt verließ ihn die Tochter, denn sie liebte den Wind.

Am nächsten Tag, als das Mädchen fortging, um Schilf zu pflücken, daraus Körbe zu flechten, hörte sie plötzlich ein raschelndes Geräusch über ihrem Kopf. Sie sah auf, und als sie schaute, schwieb der Wind hernieder und trug sie in seinen Armen fort, weit weg zu seiner Hütte.

Dort lebten sie glücklich miteinander, denn das Mädchen wurde seine Frau. Aber der große Häuptling war voller Zorn. Er suchte das Land nach der Hütte des Windes ab,

konnte sie aber viele Monate nicht finden. Doch er wollte seine Suche nicht aufgeben, denn sein Herz lochte vor Wut.

Eines Tages hörte der Wind ein Knistern unter den Bäumen in der Nähe seiner Hütte und sein Atem stand still.

„Es ist dein Vater“, rief er und verbarg die Häuptlings-tochter in einem Dicke und machte sich selbst unsichtbar, um in ihrer Nähe bleiben zu können.

Der große Häuptling sah in die Hütte des Windes, aber er fand sie leer. Dann durchstreifte er das Gebüsch, schlug mit seiner schweren Keule nach links und nach rechts und rief: „Wo bist du, Tochter? Wo bist du?“

Und als die Frau des Windes ihres Vaters Stimme hörte, antwortete sie „Oh, Vater, schlag nicht! Wir sind hier!“

Aber ehe ihn noch ihr Wort erreichen konnte, schwang der Häuptling seine große Keule noch einmal und sie sauste auf den Kopf des unsichtbaren Windes nieder, der, ohne einen Ton von sich zu geben, bewußtlos zu Boden sank. Und da er unsichtbar, wußten weder der Häuptling noch seine Tochter, was ihm zugestossen war.

Der Häuptling schloss seine Tochter in seine Arme und eilte dann zurück mit ihr zu seinem Stamm. Aber sie wurde von Tag zu Tag bekümmerter, sie sehnte sich nach ihrem Gatten, dem Wind.

Einige Stunden lang lag der Wind bewußtlos neben seiner Hütte. Als er erwachte, waren der Häuptling und seine Tochter fort. Gramerfüllt stöhnte er davon, seine Frau zu suchen. Er gelangte zu ihres Vaters Stamm und dort fand er sie schließlich. Aber sie war mit ihrem Vater in einem Kanu weit draußen im See.

Da rief der Wind: „Komm zu mir, Geliebte“, und seine Stimme schwieg über dem Wasser.

Der Häuptling sagte: „Der Wind bläst“, aber seine Tochter wußte, daß es die Stimme ihres Gatten war. Sie konnte ihn nicht sehen, denn er war noch unsichtbar, aber sie erhob sich im Kanu und streckte die Arme gegen die Küste hin aus. In diesem Augenblick wühlte ein Windstoß das Wasser auf, und das Kanu überstieg sich.

Die Tochter des Häuptlings hob ihre Arme empor und der Wind versuchte sie zu umfassen, um mit ihr zu entfliehen, aber es war zu spät. Der „Große Geist“ trug sie empor in den Himmel und gab ihr ein Heim; sie lebt nun für ewige Zeiten auf dem Monde.

Der große Häuptling ertrank in den Wellen des Sees.

Nacht um Nacht blickt seine Tochter zur Erde nieder; sie hofft auf ein Zeichen von ihrem verlorenen Geliebten. Aber obgleich der Wind noch immer auf der Suche nach seiner Braut über die Erde umherstreift, hat er, seit des Häuptlings Schlag sein Haupt getroffen, nicht mehr die Kraft, für die Menschen sichtbar zu werden.

Jetzt werdet ihr auch verstehen, warum die Stimme des Windes so traurig klingt, wenn er über den Wigwams wehflaßt; und warum des Mondmädchens blasses Antlitz immer der Erde zugekehrt ist.

## Hygiene und Heilkunde

Keine Seelrankheit mehr. Die Seelrankheit, die eine Folge der beständigen Gleichgewichtsstörung ist, der der Körper ausgekehlt ist, wenn das unter ihm liegende Schiff unter den Stößen der auf- und niedergehenden See und der Querwellen schwankt, wird in Zukunft für jene Menschen kein Schreckensgespenst mehr sein, die ihr bisher unfehlbar unterworfen waren. Man hat nämlich, wie Prof. Starkenstein mitteilte, durch Versuche feststellen können, daß Reizungen unseres Gleichgewichtsorgans, das im Labyrinth des Ohres versorgt ist, heftige Erscheinungen zur Folge haben, die sehr genau den Symptomen der Seelrankheit entsprechen. Rein technisch hat die Ausbreitung der Störungen im Ohr auf andere Körperbezirke ihren Grund darin, daß vor allem der zu den Eingeweiden führende Vagusnerv stark erregt wird. Diese Reizzungen führen zu jenen Störungen im Magen, Darm und Blutgefäßen, die allgemeines Erblassen und schließlich Erbrechen zur Folge haben, während die heftigen Schwindel- und sonstigen allgemeinen Unlustgefühle durch Reizung der Großhirnrinde bedingt sind. Seit man diese Zusammenhänge erkannt hat, ist es möglich geworden, ihrer Entstehung vorzubeugen. Man sucht nach einem Mittel, das nicht nur den Vagusnerv, sondern auch das Zentralnervensystem befähigt. Dieser Stoff ist im sogenannten Stololanin gefunden worden, einem Alkaloid, das vorwiegend in der sogenannten Mandragolawurzel enthalten ist. Zwei Tabletten dieses Präparates sollen nach Prof. Starkenstein genügen, um auch bei stürmischer See und bei Personen, die für das Leid außerordentlich empfindlich sind, das Auftreten der Seelrankheit zu verhindern. Die Wirkung hält viele Stunden, manchmal einen ganzen Tag an. Und wenn sie vorüber ist, kann das Mittel von neuem genommen werden.

# Das Reich der Technik

## Technische Fortschritte.

Von Ernst Trebesius.

Maschinelle Verladung im Untertagebergbau. — Automaten für den Benzinverkauf. — Neuer Reifentester. — Moderne Schlauchrettungsboote.

Während man im Tagebaubetriebe des Bergbaues das Verladen der Kohlen, Erze, Salze usw. schon seit langer Zeit durch mechanische Vorrichtungen, wie Bagger, Kabelstrane usw. ausführen läßt, mußte diese anstrengende Arbeit im Untertagebau bisher fast vorwiegend mittels der Hand-Schaukel verrichtet werden. Auch hier hat jedoch die Maschine inzwischen ihren Einzug gehalten, und heute gibt es in den verschiedenen Ländern bereits eine Anzahl verschiedener Lademaschinen, die den jeweiligen örtlichen Verhältnissen angepaßt sind und jede an ihrem Platz die bisherige Handarbeit völlig oder doch weitgehend ausschalten. So werden jetzt als Lademaschinen Kräne, Lader und Schaufellader gebaut, die entweder in Verbindung oder ohne Verbindung von Rutschen oder Bandsförderern oder sogar in Verbindung mit Gewinnungsmaschinen und Bandsförderern arbeiten. Im amerikanischen Steinkohlenbergbau wurden im Jahre 1926 etwa 1 Millionen Tonnen Kohle maschinell unter Tage verladen. Die bisherigen Versuche haben ergeben, daß die Lademaschine unter Tage nicht nur eine bemerkenswerte Ersparnis an Stoffen, Arbeit, Wetterführung, Überwachung usw. im Gefolge hat, sondern auch Schuhleistungen bis zu 40 Tonnen auf den Kopf der Untertagebelegschaft ermöglicht. Um die Leistungsfähigkeit der Lademaschinen möglichst vollständig auszunutzen zu können, ist natürlich eine sehr gut durchgeführte Organisation des gesamten Untertagebetriebes erforderlich, da ohne diese auch die vollkommenste maschinelle Verladung keine nennenswerten Vorteile ergibt.

Die zahlreichen Benzinankünften, die heute in allen Kulturländern den Kraftwagenführern zur Auffüllung ihrer Brennstoffvorräte zur Verfügung stehen, bedeuten für den Kraftwagenverkehr ohne Zweifel eine äußerst bequeme Einrichtung. Weniger bequem gestaltet sich freilich der Betrieb für die mit ihrer Bedienung betrauten Angestellten. Mußten sie doch ständig darauf gefaßt sein, nachts mitten aus dem tiefsten Schlaf gestört zu werden, wenn es einem des Weges daherkommenden Kraftfahrer an Brennstoff gebrach. Ganz abgesehen davon verteuert natürlich der Zwang zur Bedienung der Zapfsäulen den Brennstoff auch dort, wo die Bedienung nicht im Hauptberuf, sondern nur so nebenher mit vorgenommen wird. Es lag daher nahe, die Zapfsäulen völlig selbsttätig zu gestalten in der Weise, wie wir es von zahlreichen anderen Automaten, die gegen Einwurf einer bestimmten Münze eine bestimmte Ware abgeben, schon seit Jahrzehnten gewohnt sind. Diese Idee ist denn auch kürzlich in einer kanadischen Stadt zum erstenmal verwirklicht worden. Nach Einwurf eines 25-Cent-Stüdes gibt die völlig selbsttätig arbeitende Brennstoffverkaufsstelle eine bestimmte, dem jeweiligen Brennstoffpreis entsprechende Menge aus, die vom Kraftwagenbesitzer aus dem gläsernen Behälter, der eine Kontrolle des Automaten ausübt, nur noch zum Kraftwagenvorratsbehälter gepumpt zu werden braucht. Je nach der gewünschten Brennstoffmenge kann der Kraftwagenführer durch wiederholtes Einstellen einer Münze den Automaten solange betätigen, wie er es für gut befindet. Die Einfachheit der Brennstoffübernahme und die augenblickliche Betriebsbereitschaft des Benzin-Verkaufautomaten dürfen seine umfassende Verbreitung in kürzester Zeit zur Folge haben.

Wenn der Ballontreifen seine Vorteile voll und ganz entfalten soll, dann ist die Innenhaltung des von der Reifenfabrik vorgeschriebenen Lufterdruckes von ausschlaggebender Bedeutung. Bei zu geringem Druck geben die Reifen so viel nach, daß die Radfelge durch Reifen und Schlauch auf den Boden aufschlägt. An diesen Stoßstellen bilden sich schon nach kurzer Zeit Risse und Brüche. Wird der Reifen zu stark aufgepumpt, dann fährt der Wagen zu hart. Damit der Wagenführer den Druck jederzeit prüfen kann, hat man schon seit langem Druckprüfer hergestellt, die auf dem Prinzip des Manometers aufgebaut sind. Ihr Gebrauch steht freilich jedesmal das Lösen der Ventilhülse und Kappe und das Aufsetzen des Manometers auf das Ventil voraus. Diese unständliche Art der Reifentestung fällt weg bei dem jetzt

auf den Markt gelangenden Eisenmann-Reifentester, der nach dem Prinzip der mechanischen Federdruckprüfer gebaut ist. In einem handlichen Metallgehäuse sitzt ein breiter, vorn abgerundeter Stift, der nach rückwärts gleiten kann. Zwei Federn drücken diesen Stift mit genau abgestimmter Kraft nach vorn. Der Gebrauch des Prüfers gestaltet sich sehr einfach. Er braucht nur mit dem Stift gegen den zu prüfenden Reifen gepreßt werden, bis seine Stirnfläche gegen den Reifen anliegt. Der vorstehende Stift dringt zum Teil in den Reifen ein, zum Teil wird er auch vom Reifen in das Gehäuse zurückgedrückt. Diese Rückwärtsbewegung des Stiftes wird durch ein kleines Getriebe auf den Zeiger übertragen, der auf einer Skala den vorhandenen Druck in Atmosphären anzeigt. Der Gebrauch des aus Aluminium hergestellten Prüfers, der in einem Lederbeutel bequem in der Hosetasche untergebracht werden kann, gestaltet sich deshalb sehr einfach.

Die bisher bekannten Rettungsmittel an Bord der Seeschiffe sind neuerdings um Schlauchboote bereichert worden, deren Schlauch an Stelle des früher verwandten Segeltuches aus Gummi gefertigt ist. Im Bedarfsfalle wird der Schlauch mit Luft aufgepumpt. Diese äußerst leichten und unempfindlichen Boote vermögen z. B. bei 7 Meter Länge, 3 Meter Breite, 1 Meter Schlauchdurchmesser und 150 Kilogramm Eigengewicht etwa 8000 Kilogramm zu tragen. Da die Luft des Schlauches nur einen ganz geringen Überdruck erhält (etwa 6 v. h. des Luftinhaltes) so ist die Gefahr bei Verlebungen der Gummihaut nicht so groß, als es auf den ersten Blick erscheint. Zunächst wird nur der geringe Überdruck der Luft entweichen. Die übrige Luft bläst dann so langsam ab, daß den auf dem Boot befindlichen Schiffbrüchigen Zeit bleibt, das entstandene Loch durch einen Holzkörbel oder irgend ein anderes Mittel zu verschließen. Da sich beim Zusammenlassen des Bootes unter dem Boden auch noch eine Luftblase bildet, so wird die Tragfähigkeit des Gummibotes so erhöht, daß sie durch die auf ihm Platz findenden Personen überhaupt nicht voll ausgenutzt werden kann. Weist doch ein für 25 Personen bestimmtes Boot 5 Tonnen Tragfähigkeit auf. Kleine Boote lassen sich durch einen Hand- oder Fußblasebalg in drei Minuten, größere Boote in etwa 10 Minuten aufpumpen. Größere Boote sind mit einem herausnehmbaren Holzdeck versehen, der sich zusammenrollen und dann leicht unterbringen läßt. Gegenüber den bisher gebräuchlichen Rettungsbooten hat das Schlauchboot den großen Vorteil, daß es in jeder Lage des Schiffes zu Wasser gebracht werden kann. Im Notfalle wird man es einfach über Bord werfen. Da es im zusammengerollten Zustand unter Deck verstaut werden kann, so lassen sich soviel Schlauchboote an Bord mitführen, daß für alle Passagiere und die Besatzung ausreichend Rettungsmittel mitgeführt werden können.

Lichtbogen-Schweißungen an einer Hochdruckleitung von 85 Kilometer Länge. Kürzlich wurde die längste lichtbogen geschweißte Rohrleitung der Welt vollendet. Sie verläuft in Louisiana von Lakefront nach Dodge über eine Strecke von 85 Kilometer. Sie ist auf der ganzen Strecke in Rohren von 18 Zentimeter innerer Weite verlegt und hat einen Druck von 43—70 atü auszuhalten. Bemerkenswert ist die Verbilligung der Anlage durch elektrisches Schweißen an Stelle von Sauerstoffoxydulenschweißung (statt 2,75 Dollar nur 1,25 Dollar je Schweißstelle). Das Gelände dort ist äußerst ungleichmäßig und zerrißt. Die Linie verläuft über Hügel, durch tiefe Schluchten, Waldungen und Sümpfe; auch ein Fluss war zu überqueren. Zur Verwendung gelangten 5 mit Verbrennungsmotoren betriebene Schweißanlagen, wobei immer vier Schweißstellen gleichzeitig hergestellt wurden. Die Herstellung erfolgte in Abschnitten von je 10 Kilometer Länge; jeder fertiggestellte Abschnitt wurde zunächst für sich einer Druckprobe erst mit Wasser, dann mit Gas unterzogen, ehe weitergebaut wurde. An insgesamt 11 000 hergestellten Verbindungen kamen nur 14 uncliche Stellen vor. Als noch die Hälfte der fertigen Leitung nicht mit Erde bedeckt war, trat ein Temperatursturz auf 6 Grad unter Null ein. Obgleich alle Sachverständigen für Rohrleitungen vorausgesagt hatten, daß eine bei warmem Wetter verlegte Leitung in der Kälte infolge der aus der Zusammenziehung sich ergebenden Spannungen brechen müsse, trat an den freiliegenden 38 Kilometer keinerlei Beschädigung ein.